



Christian Weinert und Ferdinand Carrière

## One Year in Germany

83 min. | Deutschland 2018 | Original mit deutschen UT

Der Film ist abrufbar im Internet:  
[www.globale-perspektiven.de](http://www.globale-perspektiven.de)

Einer der großen Kritikpunkte am deutschen *weltwärts*-Programm war seine Einseitigkeit. Während junge Deutsche zu Zehntausenden den Globalen Süden erkunden, bekommen Aspiranten aus dem Süden häufig nicht mal ein Visum. Seit einigen Jahren fördert die Bundesregierung auch Einsätze für Freiwillige aus dem Globalen Süden. Die Filmemacher Christian Weinert und Ferdinand Carrière haben vier junge Freiwillige aus Afrika ein ganzes Jahr in Deutschland begleitet.

Der Film beginnt in einem Dorf in Tansania. Agnes, so der Name der Protagonistin, spricht davon, dass sie noch nie in einem Flugzeug gesessen habe. Die Nachbarskinder hätten nur immer in den Himmel gezeigt und den Flieger in der Ferne verschwinden sehen. Beim Zusehen wird klar: Agnes steht vor einer großen Herausforderung. Die 25-Jährige hat einen Bachelor in Kommunikationswissenschaften. Das Credo ihres Vaters: „Arbeite hart.“ Kein Wunder, dass Agnes sich von ihrer Zeit in Europa Arbeitserfahrung und bessere Chancen für ihren Job erhofft. „Zeitmanagement“ und „internationale Arbeitserfahrung“

sind ihre Motive. Umso mehr wundert es ihre Freunde, dass sie für ihre Arbeit in Europa nicht einmal bezahlt wird.

Ähnlich geht es Gloria, ebenfalls 25. Auch sie hat gerade ihr Studium abgeschlossen (Community Development) und wird in einem Weltladen im Hamburger Norden arbeiten. In den Interviews zeigt sich schnell: Beide haben nur eine ungefähre Vorstellung vom Leben in Deutschland. Denn Deutsche kennen sie nur aus dem Geschichtsunterricht – als Kolonialherren und Völkermörder, als „schlechte, weiße Deutsche“. Und dass sie gerade ein Problem mit Flüchtlingen hätten macht es auch nicht besser. Kein Wunder, dass sich Glorias Mutter sorgt, dass ihre Tochter als Schwarze Frau in Deutschland nicht akzeptiert werden wird.

Diese Sorge wird die Freiwilligen den ganzen Film über begleiten und sie auch an ihre emotionalen Grenzen bringen. Doch zunächst leben sich die Freiwilligen ein und machen sich mit den wichtigsten Überlebensutensilien im deutschen Alltag vertraut: Wärmflasche, Handcreme, Glühwein – und dass Altglas nach Farben sortiert werden will.

Alles ist spannend, neu und aufregend. Doch nach anfänglichen Kochabenden mit Mitbewohnern und U-Bahn-Irrfahrten kommt es beim gemeinsamen Orientierungsseminar zum ersten Wendepunkt.

„Mein Heimatland beeinflusst meine Arbeit. Meine Hautfarbe beeinflusst meine Arbeit“, sagt Christian aus Kamerun, der seinen Freiwilligendienst in einem Kasseler Klinikum ableistet. Häufig fragen ihn Patienten, wo er herkomme. Die Reaktion auf die Antwort ist meist nur ein kurzes „Ah“. Für Christian unverständlich. Am Anfang riefen seine Patienten sogar eine Krankenschwester, um sich zu erkundigen, ob Christians Einschätzungen auch richtig seien. „Ich bezweifle, dass sie bei einem Deutschen in der gleichen Situation auch gefragt hätten.“

„In der S-Bahn sieht dich jemand und schaut sich nach einem anderen Platz um“, erzählt Gloria. Man könne solche Erfahrung für übersensibel halten, meint sie, aber wenn man selbst betroffen ist, sei die Diskriminierung sichtbar. „Gibt es in Tansania Kameras?“ „Du hast studiert?“ Irritierend sei das für die junge Freiwillige, da sie nie wisse, ob es sich um Unüberlegtheit handelt oder ob eine rassistische Absicht dahinter steckt.

Allerdings, so erzählt Christian, habe es auch Situationen gegeben, in denen er davon profitiert hätte, anders behandelt zu werden. So musste er zu Beginn seines Dienstes nur halbtags arbeiten, um nachmittags am Deutschunterricht teilnehmen zu können. Außerdem beschreibt er seine Kollegen als sehr hilfsbereit.

Was Freiwillige aus dem Globalen Süden drastisch von deutschen Freiwilligen unterscheidet ist, wie sie Alltagsrassismus wahrnehmen. Auch diesen Prozess begleitet der Film. Auf einer blauen Stoffwand sollen die Süd-Nord-Freiwilligen während ihres Zwischenseminars Adjektive den Kategorien „Weiß“ oder „Schwarz“ zuordnen. „Reich“, „rational“, „entwickelt“ wandert schnell zu „Weiß“. Unter „Schwarz“ hängen die Adjektive „arm“, „wild“, „emotional“. „Diese Zuordnung ging immer von einem Selbstbild aus“, erklärt der Seminarleiter, „und das andere war das, was man nicht sein wollte.“ Weil weiße Menschen diese positiven Attribute für sich einforderten, hätten alle anderen diese positiven Zuschreibungen nicht mehr für sich beanspruchen können.

Eine schwierige Situation für die Freiwilligen, die erst kurze Zeit in einem vorwiegend weißen Land leben. „Ich möchte nicht immer wieder über das Thema diskutieren“, lässt eine der Freiwilligen ihrer Verzweiflung Lauf. Sie möchte die anderen weißen Seminarteilnehmenden nicht hassen. Aber so einfach sei Rassismus nicht.

Bei deutschen Freiwilligen sei klar, meint eine Seminarteilnehmerin, was sie in Afrika machen werden: Kindern Englisch beibringen. Adeline aus Tansania, die in einem Heim für Kinder mit Behinderung arbeitet, darf im Unterricht nur zuschauen. Schließlich realisieren die Freiwilligen, dass ihre Sprachkenntnisse häufig einfach nicht ausreichen, um sich aktiv und sinnvoll in die Arbeit einzubringen. Auch ihre Wünsche und

Bedürfnisse können sie so nicht selbstbewusst artikulieren.

In den anschließenden Filmminuten folgt eine besonders bildgewaltige Szene: Der Kameruner Christian fährt im Fitnesscenter auf einem Fahrrad, bis auf ihn ist der Saal komplett leer – abgesehen von einer virtuellen Trainerin auf einer Leinwand vor ihm: „Ich renne für mich selbst“, erzählt Christian dazu aus dem Off, „ich fahre allein Fahrrad. Mein Nachbar hat sein eigenes. Es gibt keine Interaktion.“

Etwa drei Monate nach ihrer Ankunft fallen alle vier Protagonisten anscheinend in ein tiefes Loch. „Ich wollte etwas Neues lernen, das meine Karrierechancen verbessert“, erzählt Gloria. Aber statt Projekte außerhalb ihrer Dienststelle durchzuführen, ermüden ihre Augen vor dem Computerbildschirm. „Es ist sehr langweilig – und das häufig“, sagt sie und schaut sich ein Video von der Hochzeit ihrer Freundin an. Heimweh. Gloria versucht es zu erklären: „Du kannst nicht denken. Du kannst nichts tun.“

Auch ihre Mitfreiwillige Agnes bestätigt, dass sie nichts mehr dazu lerne. Ihr Chef habe sie gefragt, ob sie denn überhaupt noch Interesse an ihrer Arbeit habe. Die Leute erwarten von ihr, eine „Maschine“ zu sein, hätten kein Verständnis für S-Bahn-Verspätungen. Sie fürchtet, nicht gut genug zu sein. Mit ihrer Gastmutter könne sie nicht darüber sprechen, das sei auch in Tansania so: „Mütter sollten sich keine Sorgen machen müssen.“ Auch ihre Freunde in Tansania verstehen nicht, warum sie in

einem anscheinend reichen Land Heimweh haben kann.

Mit dem einsetzenden Frühling und dem Ende der dunklen Tage scheint sich die Stimmung der Freiwilligen zu heben. Die Kamera zeigt sie beim Ostereiersuchen und Selfiemachen an der Alster. Die Sprachhürden sind mittlerweile gemeistert, Arbeitsroutine und Freundschaften haben sich gefestigt. Und auch das Ende des Einsatzes ist absehbar – und so beginnen die Freiwilligen auf ihren Einsatz zurück zu blicken.

Agnes war am Anfang sehr skeptisch gegenüber ihrer Arbeit mit Kindern. In Kamerun sei es normal, dass man schon im Kindergarten lesen, schreiben und rechnen lerne. In Deutschland hätten die Kinder unterschiedliche Geschwindigkeiten. Am Ende ihres Einsatzes sagt sie: „Ein Kind muss nicht mit drei Jahren in der Schule rechnen, lesen und schreiben lernen. Was ich an diesem System mag: Es gibt Kindern die Möglichkeit, ihre Kindheit zu genießen.“ Bildung, so sagt sie, fände nicht nur im Klassenraum statt. Auch soziales Lernen sei die Grundlage für die Zukunft der Kinder.

„Menschen in Deutschland sind einsamer, die wollen nicht so viel Kontakt. Selbst die Deutschen untereinander sind für sich separiert“, hat Christian aus Kamerun beobachtet. Es komme vor, dass Menschen sich als Freunde bezeichnen und nicht einmal voneinander wüssten, wo sie wohnen. Für eine kamerunische Freundschaft unvorstellbar.

Damit folgt der Film den gängigen Stadien interkulturellen Lernens. Von

anfänglicher Euphorie über den Realitätscheck mit anschließendem Kulturschock zur reinigenden Katharsis und dem Blick nach vorn. Der Film besteht nur aus O-Tönen der Protagonisten, es gibt keine einordnenden Kommentare und auch die Stimmen der Einsatzstellen sind nur zu hören, wenn sie sich direkt an die Freiwilligen richten. Auf der einen Seite wird der Film dadurch sehr subjektiv, man sieht Deutschland und die Partnerorganisationen durch die kulturell gefärbte Brille der jungen Freiwilligen. Manch eine Partnerorganisation könnte sich ungerecht behandelt fühlen, weil sie sich nicht dazu äußern darf, dass ihre Freiwilligen sich während der Arbeitszeit langweilen oder ihnen keine sinnvolle Tätigkeit zugewiesen werden konnte. Ebenso bleibt sehr vage, ob die vier Freiwilligen Freundschaften schließen oder Bezugspersonen finden. Zumindest kommen diese nicht zu Wort. Auch wenn die Filmemacher selbstgemachte Videos der Freiwilligen in das Material eingebunden haben, verstärkt es das Bild von jungen Menschen, die in einem fremden Land sehr einsam sind.

Auf der anderen Seite gibt der Film die einmalige Chance, die Freiwilligen selbst zu begleiten und an ihren Erlebnissen unmittelbar teilzunehmen. Da der Film die Freiwilligen schon vor ihrem Abflug in Afrika begleitet – was für die Filmemacher wohl ein beachtlicher Aufwand gewesen sein muss – ist der Kulturunterschied wirklich nachvollziehbar. Zukünftigen Freiwilligen zeigt er realistisch, was sie erwartet. Der Film wechselt zwischen Deutsch und Englisch und wird durch Untertitel jeweils

bilingual ergänzt. So eignet er sich auch zur Vorbereitung kommender Freiwilligengenerationen aus Süd und Nord.

Für deutsche Zuschauer funktioniert der Film wie ein kultureller Spiegel. Wenn den Freiwilligen auffällt, wie viele alte und einsame Menschen es in den Straßen von Kassel gibt, dann steckt dahinter auch, dass ältere Menschen in anderen Teilen der Welt besser leben können als in Deutschland. Oder wenn davon die Rede ist, wie schwer es den Freiwilligen fällt, Anschluss zu finden – dann bedeutet das auch, dass die Mehrheitsgesellschaft ihnen auf einer zwischenmenschlichen Ebene kaum Möglichkeiten zum Andocken bietet.

Deswegen lässt einen der Film auch etwas ratlos zurück. Warum hat man das Gefühl, dass die Freiwilligen in vier von vier Fällen mit ihrem kulturellen Wachstumsprozess auf sich allein gestellt sind? Trotz Gastfamilien, trotz Zwischenseminaren? Warum wirkt es so, als sei das Filmteam der einzige vertrauensvolle Ansprechpartner der jungen Menschen? Warum treten die Vertreter der beteiligten Partnerorganisationen nur am Rande auf? Und nicht dann, wenn die Freiwilligen ihre Fragen der laufenden Kamera stellen – und keine Antwort bekommen? Auch als Anstoß für diese notwendige Diskussion über pädagogische Begleitung von Süd-Nord-Freiwilligendiensten lohnt „One Year in Germany“.

### Niklas Rudolph

Journalist und ehemaliger *weltwärts*-Freiwilliger in Mosambik  
niklas@niklasrudolph.de